

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 38.

Dienstag, 15. Februar.

1916.

(8. Fortsetzung.)

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

Es war bei der Dienerschaft nicht unbemerkt geblieben, daß die Kammerjungfer der Prinzessin die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen. Das war noch nie passiert und würde auch ihre sofortige Entlassung zur Folge gehabt haben. Als Luisa auch am Morgen zur gewohnten Zeit nicht kam, um den Tee für die Prinzessin zu holen, roch die Beschliegerin ihr Zimmer und fand das Bett vollständig unberührirt. Von einer seltsamen Ahnung getrieben, stieg die alte Frau, die schon der verstorbenen Fürstin treu gedient, mit zitternden Knieen die Treppe zu den Zimmern der Prinzessin in die Höhe und klopfte erst zaghaft leise, dann lauter an die Tür. Als alles still blieb, trat sie zögernd, mit angstvoll klopfendem Herzen ein. Als sie das Bett der Prinzessin leer fand, fiel sie auf den nächsten Stuhl und schlug aufsämmern die Hände vors Gesicht: "Ah Gott, ach Gott, ich hab's ja geahnt."

Fürstin Agnes erblaßte, als Frau Bergmann ihr die Abwesenheit der Prinzessin berichtete.

"Prinzessin Anne-Marie wollte die Fürstin Raupach besuchen, der Fürst wünschte diese Reise nicht — — —", sagte sie zögernd. "Nun jedenfalls, Frau Bergmann, möchte ich Ihnen dieses Stillschweigen zur Pflicht. Es kann nichts weiter geschehen, bis der Fürst wieder zurück ist."

In ihrem Innern fühlte sie neben allem Anger fast etwas wie Bewunderung für die Tochter, die es wagte, dem Vater gegenüber auf ihrem Willen zu bestehen. Sie war überzeugt, daß Anne-Marie die Absicht hatte, so lange bei Christine Raupach zu bleiben, bis der Fürst Beerbach wieder das Schloss verlassen hatte.

Als die Beschliegerin zwei Stunden später wieder bei ihr erschien und ihr meldete, daß Luisa aus der Residenz zurückgekommen sei, wo sie die Prinzessin am Zug, der nach Raupach fuhr, begleitet habe, schüttelte Fürstin Agnes verständnislos den Kopf; es war ihr unbegreiflich, warum Anne-Marie die Kammerjungfer nicht mitgenommen.

Es ging ein heimliches Raunen und Flüstern durch Schloss Wiesenheim und es war vergeblich, daß Frau Bergmann unmöglich und schweigsam war. Die Dienstboten stellten die Köpfe zusammen und tauschten Vermutungen aus, und es war nicht einer unter ihnen, der nicht die Partei der Prinzessin ergriffen und dem Fürsten den Anger gegönnt hätte. Es herrschte eine unheimliche Spannung, und es war, als hielte jeder im Schlosse den Atem an, als der Wagen, der den Fürsten brachte, heranrollte.

"Frau Fürstin lassen Seine Durchlaucht bitten, sich gleich zu ihr bemühen zu wollen", meldete der Haushofmeister.

Der Fürst schlüpfte und seine scharfen Augen überflogen einen Moment die bleichen, ängstlichen Gesichter. "Die Fürstin ist doch nicht frank geworden?" fragte er schnell.

"Nein, Ihre Durchlaucht befinden sich wohl."

Der Fürst eilte mit jugendlich elastischem Schritt die Freitreppe empor und trat nach hastigem Anklopfen in das Boudoir seiner Gemahlin.

Auch sie kam ihm mit merkwürdig blassem, ängstlichem Gesicht entgegen.

"Nun — ist etwas passiert — Egon?" —

"Egon ist gesund und munter, mein Freund, aber es ist allerdings etwas vorgesessen, was dich erzürnen wird — Anne-Marie hat gestern abend heimlich das Schloss verlassen, um zu Christine Raupach zu fahren, ihre Abwesenheit wurde erst heute früh bemerkt."

Fürst Zillburg-Wiesenheim stand wie vom Donner gerüht. Die Adern an seiner Stirn schwollen hoch auf und sein Gesicht nahm eine bläuliche Färbung an. Seine Hand lag schwer auf einem der zierlichen Stühle seiner Gemahlin, und plötzlich brach dieser in sich zusammen. Fürstin Agnes stieß einen leisen, erschrockten Ausruf aus und ihr Gemahl murmelte beschämmt: "Verzeih" — er hatte in ihrer Gegenwart seiner Heftigkeit noch niemals die Bügel schicken lassen.

Mit großen Schritten ging er dann einige Male im Zimmer auf und ab, während die Fürstin ihm mit sanfter, beschwichtigender Stimme mitteilte, was sie wußte — wenig genug.

Auch das gleich darauf von ihm mit der angstzitternden Luisa angestellte Verhör ergab nichts anderes als das Unerhörte, noch nie Dagewesene: seine Tochter hatte es gewagt, seinem Befehl zu trotzen, sein Verbot einfach zu ignorieren.

Und mit demselben Zuge, mit dem Prinzessin Anne-Marie am Abend vorher die Heimat verlassen hatte, fuhr der vertraute Kammerdiener ihres Vaters nach der Residenz, um dort ein Telegramm an die Prinzessin Anne-Marie von Zillburg-Wiesenheim auf Schloss Raupach aufzugeben: "Befehle dir, sofort zurückzukommen. Dein Vater."

"Wenn sie nicht kommt, werde ich sie holen", hatte der Fürst ingrimmig zu seiner Gemahlin gefragt.

Wäre das Telegramm in Wiesenheim selbst ausgegeben worden, so hätte trotz Dienstgeheimnis die ganze Stadt gleich von der Flucht der Prinzessin erfahren. Für alle Fälle aber begab sich der Fürst in aller Morgenfrühe nach dem Postamt zu einer ernsten Rücksprache mit dem Direktor.

Wenige Stunden später langte aus Schloss Raupach das Antworttelegramm an:

"Prinzessin Anne-Marie hier nicht angekommen.

Fürstin Raupach."

Fürstin Agnes war im Zimmer ihres Gemahls, als diesem das Telegramm überbracht wurde, und sie erschrak, wie blaß und verfallen er plötzlich während des Besens aussah. Ohne ein Wort zu sagen, mit zitternder Hand reichte er ihr das Blatt herüber, während er selbst in finsterem Brüten dasah.

"Was soll das bedeuten, Karl-Marx?" fragte die Fürstin endlich leise, fast zaghaft.

Der Fürst sprang auf und seine Gestalt straffte sich: „Das bedeutet, daß Anne-Marie niemals hierher zurückkehren wird, daß ich keine Tochter mehr habe“, sagte er hart. „Sie hat mit ihrer Flucht den besten Beweis geliefert, daß sie geistig nicht normal ist — sowie sie aufgefunden ist, lasse ich sie in eine Nervenheilanstalt bringen. — Wir wollen aber vorläufig die Version aufrecht erhalten, daß sie in Raupach ist, dort erkrankt sie dann angeblich und wird übergeführt. Und nun vor allen Dingen ein Telegramm an Karl-Friedrich. Wehe ihm, wenn er es gewagt hat, hinter meinem Rücken mit seiner Schwester zu konspirieren.“ *

Kurze Zeit, nachdem Erbprinz Karl-Friedrich in seinem letzten Manöverquartier eine Depesche seines Vaters erhalten hatte, deren Veranlassung er sich gar nicht zu erklären vermochte, brachte seine Ordinanz ihm den Brief von Anne-Marie. Der junge hochgewachsene Offizier las und las, ohne doch erst den Sinn der Worte fassen zu können, und als er ihn gefaßt, sank er, wie von plötzlicher Schwäche übermannt, in den leichten Rohrsthuhl zurück.

Anne-Marie war fort, hatte alle Bände zerrissen, die sie an ihr Vaterhaus, an ihre Heimat fesselten, und wollte sich in der Welt der Arbeit ein neues Leben zimmern. Welch eine Torheit — eine Prinzessin Illburg-Wiesenheim, und doch — sein zweiter Gedanke war, welch ein Mut, welche Selbstverantwortlichkeit!

Er las den Satz noch einmal: „Auch ich bin an der Grenze des Erträgenkönigens angelangt — —“; oh, wie er seine Schwester verstand, er konnte ja das Leben dahin auch auf die Dauer nicht ertragen, aber er war ein Mann, war mit Leib und Seele Soldat in des Kaisers Diensten und vorläufig nicht an Wiesenheim gefestet, sein würde diese Heimat erst, wenn einst der Vater die Augen schloß. Und bis dahin — — würde er Anne-Marie nicht wiedersehen — bis dahin wollte sie, soviel er aus dem Brief heranzlas, für die Ihrigen, auch für ihn unauffindbar bleiben — —

Er strich mit der Hand über die Stirn — lächerlich — eine Prinzessin Illburg-Wiesenheim unauffindbar?

Er nahm fast mechanisch Papier und Feder aus dem Reiseschrekkasten, den er immer mit sich führte, er wollte ihr schreiben: „Liebling, du kannst ja so gar nicht in die weite Welt reisen — komme zu mir oder rufe mich zu dir — wir wollen beraten, was zu tun ist —“ — aber — da stand ja nirgends, wohin sie sich gewendet — wohin sie gefahren war.

Wo sie jetzt wohl war?

Ein Klopfen an seiner Tür, sein alter Leibdiener stand auf der Schwelle: „Durchlaucht, der Bursche wartet im Nebenzimmer, Durchlaucht müssen sich zum Essen umkleiden.“

Karl-Friedrich barg Brief und Depesche in seiner Brusttasche, dann ging er eufzend in sein Schlafzimmer. Wie gern hätte er sich entschuldigen lassen, aber wer weiß, wen hätte dann doch die Depesche, die er erhalten, damit in Zusammenhang gebracht — hier galt es Selbstbeherrschung üben, und Selbstbeherrschung galt es auch zu bewahren, als er zwei Tage später seinem Vater im Arbeitszimmer auf Schloß Wiesenheim gegenüberstand.

„Weißt du, wohin Anne-Marie gefahren ist — ich will die reine Wahrheit wissen, Karl-Friedrich — ihr habt euch immer gut gestanden — hast du ihr etwa zu diesem Schritt verholfen?“ Die funkelnden Augen des Fürsten bohrten sich in das bleiche Gesicht des Sohnes. Der erwiderte den Blick durchlos und selbstbewußt: „Ich weiß nur, daß Anne-Marie fort ist, wohin — das weiß ich nicht.“

„Woher wußtest du das?“

„Anne-Marie hat es mir geschrieben.“

„So gib mir den Brief.“ Der Fürst trat einen Schritt vor und streckte gebieterisch die Hand aus. „Gib mir den Brief, damit ich sehen kann, wie weit man ihr noch Vernunft zutrauen kann — gib mir den Brief, damit man schon gleich einen Arzt — einen Nervenarzt um

sie fragen kann, welcher Heilkunst Anne-Marie zu unterziehen ist, wenn sie gefunden wird — denn daß sie gefunden werden muß, steht fest.“

Karl-Friedrich erblaßte — das hatte er bisher, so sehr auf der ganzen Reise die Sache ihn auch beschäftigt hatte, noch nicht überlegt, mit dieser Wendung der Dinge hatte er nicht gerechnet — seine überlegte, seine ruhige sonnige Schwester sollte etwa — als geisteskrank gestempelt werden.

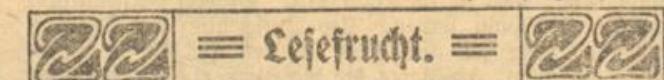
Es war, als ob eine innere Stimme ihm zuriß: „Mut, Karl-Friedrich — Mut und Ruhe.“

Hatte er vielleicht bis zu dieser Stunde auch nur flüchtig dem Gedanken Raum gegeben, dem Vater auf die Spur der Tochter zu helfen — mit einem Schlag war dieser Voratz dem anderen gewichen, nie und nimmermehr dazu seine Hand zu bieten, aber vielleicht doch den Schein zu erwecken, es zu tun. Damit konnte er Anne-Marie doch einen größeren Dienst leisten.

Er wußte die trostvolle Stelle ihres Briefes an ihn auswendig: „Ich habe Freude und vernünftige Pläne, du kannst dich auf mich verlassen — —“

Und dabei schnürte ihm der Schmerz, nicht zu wissen, wo sie nun war, fast die Kehle zusammen.

(Fortsetzung folgt.)



Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das, was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisiert zu sehen. Goethe.

Unter Hornviperen im blutigen Karst.*

Von Ristat Gozovic-Pascha.

I.

Die Streifung war beendet. Noch vierundsechzig Jasseca (Montenegriner) hatten wir aus ihren Nestern gehoben, darunter neunzehn Weiber. Bei mehreren der letzteren fanden wir solche Beweise für die an unseren Soldaten verübten Peccatäten vor, daß wir Offiziere Mühe hatten, unsere Leute davon abzuhalten, diese Negativen sofort mit dem Kolben niederzuschlagen. Sie wurden aneinander gesesselt und ließen dem Feldgericht vorbehalten.

Es war sieben Uhr abends und wir infolge der überstauenden Aufregungen, des Steigens und Klippens über die und zwischen den „Nachlaßsteinen“, der Tageshöhe und des Höllendursteis völlig erschöpft. Mit großer Not waren wir imstande, es den Leuten zu verbieten, aus den würmer- und gelbwölkerteren Bäumen, die webstiel giftverdächtig waren, ihren Durst zu stillen. Rücksichtsloser gelang es einigen, durch ihr schweißdurchtränktes Taschentuch dieses elende Nach einzufeuern, welche Unvorsichtigkeit sie auch bald nachher mit einem Unterleibsthymus bezahlten. Keiner von uns, weder Offizier noch Mann, hatte ein ganzes Stück seiner Uniform am Leibe, viele hatten sich an den messerscharfen Gesteinkanten die Sohle abgerissen und hinkten mit zerstörten Zehen.

In dieser Verfassung wollte der Kommandant sein Testament nicht noch zum Standort der Brigade zurückführen, um so weniger, als bis dahin geschlagene fünfzehn

* Diese Schilderung ist dem Buche von Ristat Gozovic Pascha „Im blutigen Karst“, Erinnerungen eines österreichischen Offiziers aus dem Kriegsjahre 1914, entnommen, das soeben in A. Thiemanns Verlag in Stuttgart erschienen ist. — Von ersten Kapitel an den Leser padend, schildert der Verfasser die heutigen schweren Kämpfe und Strapazen der heldenmütigen österreichisch-ungarischen Truppen in den furchtbaren Karstlöchern der südlichen Herzegowina, Südalmatiens und der montenegrinischen Grenzgebiete. Mit diesen Teilen der Dinarischen Alpen aus persönlichem Erleben bekannt wie keiner, vermittelt er ebenso neue, wie wahre und fesselnde Bilder der dortigen großartigen Natur, sowie aller Schrecknisse eines mörderischen Klimas und der entmenschten Kampfweise eines wilden und unbändigen Bergvolkes, der die Kaiserlichen Truppen zu begegnen haben. Da wir da auch heitere Episoden einstrengend, führt er uns den trocknen Durst, Hitze und Nahrungsmangel unentwegt humorvollen und mit Lodesverachtung draufgehenden österreichischen Offizier und Soldaten in einer Weise vor, die den Charakter und Wert der schwarz-gelben Bundesbrüder in das rechte Licht zu rücken imstande ist. — Dieses Buch wird sich durch seine glänzende, farbenprächtige Darstellung einen dauernden Platz bei alt und jung zu Hause sichern, sowie auch warme Aufnahme bei unseren braven Feldgrauen in den Schützengräben finden.

Kilometer zurückzulegen gewesen wären. Was in diesem Terrain sobiel heißt wie fünfzig Kilometer auf gebauhtem Wege!

Die Nacht sank, wie es im Karst zumeist der Fall ist, eiskühl herein und der Tau setzte sich in alle Fästen. Da in in der Nähe einige unverehrte, anscheinend leere Hütten, „Kutschas“, standen, beschlossen wir dort zu nächtigen, während die Mannschaft ihre Zeltblätter zusammenknüpfte, um ohne viel Vorbereitungen auf und unter ihnen tüchtig auszuschlafen. Vorerst aber wurde gegessen, doch da wir keine Feldküchen mit hatten, so mußten programmäßig die eisernen Nationen dran. Der Detachementskommandant und ich suchten uns das annehmbare Gebäude aus und traten mit schwertigem Revolver ein, während die übrigen dreizehn Herren von den unweit liegenden zwei Hütten Besuch ergriffen.

Mit wen es das Schicksal so gut meint, daß er einmal in einer frivošijanischen, südherzegowinischen oder montenegrinischen Kutschā zu nächtigen gezwungen ist, der kann hinterher mehr erzählen als einer, der eine Reise gemacht hat.

Eine solche Behausung, die sich von den umliegenden Felsen erst dann abhebt, bis man zehn Schritte vor ihr steht, besitzt die typische Form eines länglichen Mauerhauses, der von einem die ganze Tiefe des Gebäudes einnehmenden Gang — dem „Traboschan“ — in zwei Teile getrennt wird. Zu seiner linken Seite liegen die zwei Wohnräume, zur rechten die Küche und die Magaza. Diese ist ein Gewölbe mit Eisenläden an Fenstern und Türen und einer aus gestampftem, mit Rauf versehtem Lehm hergestellten mächtigen Decke, welche bei Feuergefahr jedem Brande widersteht. Hier wird alles, was bei Ausbruch einer Feuerbrunst zu retten ist, unterbracht und seinem Schicksal überlassen, nachdem Tür und Fenster geschlossen wurden. Da drin geht auch äußerst selten etwas durch Feuer zugrunde.

Im Steingesüge dieser Gebäude nisten Herden ungezählter Mussenlöcher, Wanzen und die gefürchteten schwarzen Skorpione des südbosnischen und montenegrinischen Karstes. Woher dem, der einen der letzteren versehentlich zu stark berührt oder auf ihn zu liegen kommt, weswegen er gut tut, seine Kleidung vor ihrer Bemühung tüchtig durcheinander zu krameln, worauf die giftigen Stachelschwänze mit bräunend erhobenem Stachel das Weite suchen. Denn ihr Stich ist kein Spaz und hatte während unserer Garnisonierung in der Südherzegowina schon mehr als einen Mann für immer dienstuntauglich gemacht.

Durch Feuerlei Mittel aber sind die Wanzen zu vertreiben, die dort als eine Art unvermeidlicher Haustierisch gebuldet, seit jeher in den Häusern eingewandert sind, sich mit unbekannter Energie vermehren und in diesen Breiten eine andernorts ungeahnte Größe erreichen. Von den Wanzen will ich nicht sprechen, sie sind als Kopf-, Kleider- und Hühnerläuse jedem, der sich längere Zeit unter der Bevölkerung bewegt, nur zu gut vertraut. Eine einmalige Übernachtung in einer Kutschā deckt den Bedarf auf einige Zeit.

Unbedingt geboten erscheint es, will man sich wenigstens in einer Hinsicht schützen, vor dem Schlafengehen die Fenster — falls solche nicht durch scheibenlose Lüken ersieht sind — zu schließen und das Licht zu verlöschen. Im Falle eines solchen Verträumnisses geh' s bald „Ssssst“, dem ein plötzlicher brennender Schmerz folgt. Dann wieder „Ssssst“, der Schmerz und so in schöner Folge weiter. Und mit dem Schlaf ist's nun vorbei, man zündet wütend das Licht neuerdings an, hau mit allem möglichen um sich und macht damit das Ding nur schlechter. Denn es sind die Moskitos, die nahezu unsichtbaren Papadatschi, die auf der einen Seite verschucht, auf der anderen mit verdoppelter Wut über ihr Opfer herfallen. Sie suchen sich dabei mit Vorliebe das Gesicht und die Handgelenke aus, so daß man andern Tages ein getigertes Antlitz und zwei Armbänder aus Pusteln besitzt. Diese brennen und jucken man auf eine entsetzliche Weise. Verbindet man sich aber die wunden Handgelenke, so erzeugt dies im ganzen Körper ein unerträgliches Hitzegefühl, durch welches man bald genötigt wird, den Verband wieder zu entfernen. Später beginnen die Pusteln zu eitern und sich an den Ärmeln zu schwellen. Da dort unten der Mensch im Sommer den ganzen Tag am ganzen Körper buchstäblich von Schweiß trieft, so werden die offenen Stellen durch ihn fortwährend geäht, brechen eitend auf und gehen mitunter in bösextige, bis zur Stoferei quälende Wunden über. — Merk-

würdig ist es, daß diese Stechfliegen die Einwohner nur selten überfallen und sich vornehmlich an die Fremden halten.

Unser Unterschlupf schien ein recht ungünstiger zu sein. Wir aber waren am Geist und Körper durch das heut Erlebte derart erschlagen, daß uns alles ganz gleichgültig war, denn wir trachteten nur dem markvereisenden Nachtm zu entgehen und um jeden Preis zu schlafen.

Als wir die Tür des Magaza öffneten, fanden wir diese völlig leer, somit auch die Hoffnung auf einen verhältnismäßigen Ungeziefermangel, nachdem die dort aufgestapelten Pferdeleder, Säcke und Kleider fehlten. Aus diesem Grunde erwählte sie der Detachementskommandant zum Schlafgemach, ich eine anstoßende, durch eine kleine Tür verbundene, gleichfalls leere Kammer, während im Traboschan unsere beiden Burschen nächtigen sollten.

Der meine — er führt den frommen Namen Agapith — war gerade daran, ein Zeltblatt auf den steingepflasterten Boden und darüber meinen Schlafsaal zu breiten, als es plötzlich am Türkriegel herumgriff und sich endlich zwischen Tür und der winterlichen Angel, tiefgebaut ein „Edelmann“ hereinschob, die bis zum Boden gesenkte Mundlappe in der schmierigen Brante.

„Zivio, gospodine, zivio jos mnogoja ljeta; — kako si?“ — („Du sollst leben, Herr, sollst leben noch viele Jahre, wie geht es dir?“) — säuselte er in slawischer Demut, und ein frickerisches Feigen verzog sein verflossenes Raubvogelgesicht zur vollendeten Fratze, wobei seine Fuchslider durch die offenstehende Tür der Magaza zu schielen versuchten.

Ich hob den Revolver und sah mir den Kerl erst näher an. Sein Gesichtsschmiß gehörte wohl in einigem an den des Herzogowiners oder Montenegriners, doch erschien es mir, als wäre er eher ein Nachkomme eines der alten Usłokos. Im erdfarbenen Gesichte sah ihm eine römische Rose mit keinabe durchsichtigen Blügeln, das Nasenbein schien die Haut durchdringen zu wollen. Um den breiten, schnallspangen Mund stoppelte ein tödlicher Bart hervor und unter seiner pechschwarzen, zerzausten Mähne wölbten sich rote, harthaarige Brauen über tiefwinkeln, unistalen Augen. Entschieden eine Physiognomie, die namentlich zur jetzigen Zeit den gespannten Revolver ratsam erscheinen ließ. Nachdem ich den widerlichen Eindruck seines Gehabens und Auftreten überwunden hatte fragte ich ihn kurz nach seinem Begehr, während ihm die beiden Burschen den Rücken verstellt. Der Hauptmann lag daneben bereits in tieferem Schlaf.

Und nun hab er mit einer von unzähligen Bücklingen und Betäuern begleiteten Erzählung an, wie er als höchst ehrenhafter, kaisertreuer Mann und ehemaliger Angehöriger der österreichischen Kriegsmarine von den Montenegrinern seiner ganzen Seele beraubt worden und nun ein Bettler sei, was die geleerte Magaza bezangte. Er verfälschte dabei nicht, seinen Landsleuten das ganze südlawische Schimpfwörterbuch, das an Reichhaltigkeit und eigenartigen Ausdrücken nichts zu wünschen übrig läßt, auf Distanz an den Kopf zu werfen. Nachdem er etwas Atem geschöpft hatte, rückte er schließlich mit der Bitte heraus, unter unsern Schutz gestellt zu werden, wofür er uns morgen wichtige Mitteilungen über die nächsten Absichten der Montenegriner zu kommen lassen würde.

Ich wußte mir im Augenblick keinen rechten Rat, denn der Kerl gefiel mir garnicht. Daß er weder bei unserer Kriegsmarine noch bei einer anderen ja gedient hatte, sah ich ihm an der Nase sprießen, — ich roch also gewissermaßen Lüste, um so mehr uns Überlieferungen und die zeitige Erfahrungen gelehrt hatten, dieser Sorte am allerwenigsten zu trauen, wenn sie am süßesten sind. Den tödmüden, eben erst eingeschlafenen Hauptmann wollte ich auch nicht wecken — also was nun?

Nach einigem Überlegen eröffnete ich ihm kurz und bündig, daß er unter unserem Schutz sicher sei wie in Abraham's Schoße, daß er aber noch bei weitem sicherer in der abgesperrten Küche hinter vergitterten Fenstern wäre. Das weitere wollte ich dann am nächsten Morgen dem Entschluß des Detachementskommandanten überlassen. Der kaisertreue Matz war es unter blumenreichen Ergebenheitsversicherungen aufzufinden und verschwand in seinem Gewahrsam, dessen beide Eisenriegel ich selbst vorschob.

„Mit dem do drinnat daleb'n ma noch was, Herr Oberleibnam!“ meinte mein Bursche, und der andere nickte dazu.

„Wohl möglich“, gab ich zur Antwort, „nun — vorläufig aber sieht es“ und dann stieckte auch ich meine zermarkerten Glieder in den Schlafsaal. —

Aus der Kriegszeit.

Die verhungerten Berliner Droschenglücke. Ein neuerlicher Berichterstatter, den der „Matin“ nach Deutschland gesandt haben will, schildert das Leben in Berlin zur Kriegszeit, wobei er die folgende Beobachtung unter Ver sicherung der strengsten Wahrsaghaftigkeit wieder gibt: „Auf dem Bahnhof angekommen, nahm ich eine Pferdedroschke, um mich und mein Gepäck in ein Hotel bringen zu lassen. Es gab nämlich in Berlin fast nur noch Pferdedroschen, die wenigen Automobile müssen auf ihren hölzernen Rädern ohne Bereisung durch die Straßen klappern. Meine Droschke kam nur im Schritt vorwärts. Schließlich blieb sie stehen, der Kutscher trat an den Wagenschlag und bat mich, auszusteigen, da sein Pferd — vor Hunger dem Tode nahe — nicht mehr weiter könne. Ich nahm also eine neue Droschke. Aber kaum war ich einige hundert Meter gefahren, als der neue Kutscher ebenfalls anhielt und auf sein Pferd wies, das vor Hunger nicht mehr ein Bein vor das andere setzen konnte. Ich brauchte eine ganze Anzahl Droschen, um das nahegelegene Hotel zu erreichen.“ Wenn die übrigen Schilderungen des Berichterstatters dieser verhungerten Pferde-Dichtung gleichen, so werden die Leser wohl bald davon überzeugt sein, daß ganz Deutschland nur noch ein Schattenreich ist, in dem die verhungerten Gespenster ihre Geisterweisen treiben. Wenn nur nicht die Phantasie des Berichterstatters dabei selbst allmählich verhungert!

Der Elefant als Pferdeersatz. Die Engländer, die sich aus Anger über ihren mißglückten Aushungерungsplan nicht genug über die Produktion der verschiedensten Ernahmestoffe in Deutschland lustig machen können, sind nun selbst gezwungen, sich auf den meistfachsten Gebieten einzuschränken und das Herrschaftliche durch neue Behelfe zu ersetzen. Ganz besonders macht sich im Geschäftsboden und in der Industrie Englands der große Pferdemangel geltend, den man infolge des kriegerischen Kraftwagenverbrauches auch nicht durch Motorenkraft ausgleichen vermag. Daraum beschwendet man sich mit dem Gedanken, andere Tiere zum Riehen der Lasten zu verwenden. Eine Eisenwarenfabrik in Sheffield hat den ersten Schritt getan, indem sie sich einen Elefanten beschaffte, der mit ungeschicktem Gang die Fuhrwerke durch die Stadt zieht und sich zwischen den Wagen der elektrischen Straßenbahn höchst grotesk anstuntzt. Men sieht, daß das alte Sprichwort von den Zeiten, die sich ändern, auch in England Geltung hat.

Ein zeitgemäßes Urteil über die „Times“. Ein Urteil, das vor etwa einem halben Jahrhundert eine ganz hervorragende Persönlichkeit über die Londoner „Times“ fällte, könnte heute von besonderem Interesse sein. Die vorzügliche Kritik an dem englischen Blatte findet sich in den „Memoiren einer Idealisten“ von Matilda von Westenbury, jener klugen und tapferen Frau, die in ihrem Streben nach Freiheit des Geistes und der Lebensauffassung vor der damals in Brausen herrschenden Realaktion floh und in freien England das Ideal ihrer Träume glaubte. Aber wohin sie kam in englischen Kreisen, sei es privaten, politischen oder künstlerischen, pädagogischen Kreisen, fühlte sie sich von dem überall regierenden eant abgestoßen. Die Dankebarkeit der „Times“ ward ihr typisch für das englische Wesen. Gelegentlich ihrer Schilderung von dem Tode und der Beerdigung eines der bekanntesten Mitglieder des Emigrantenkreises erwies sich ihr am deutlichsten die Charakterlosigkeit des Blattes. „Aber“, schreibt sie, „was war denn auch die „Times“? Das Organ der öffentlichen Meinung, sagten viele. Das war sie aber so wenig, da zwei Stunzen, nachdem sie ausgegeben war, die Majorität der Leser genau das wiederholte, was die „Times“ als das wichtigste proklamiert hatte, wenn sie tags zuvor auch noch ganz verschwiegenes Meining gewesen waren. Was war sie also? Sie war der große „Standard“ ihres Erfolges, und darin lag das Geheimnis ihrer Macht; denn sind nicht auch die meisten Menschen Sklaven des Erfolges? So lange z. B. die Allianz und Frankreich für England ein Bedürfnis war, stand Louis Napoleon unter dem allmächtigen Schutze der „Times“, und sie nahm keinen Artikel an, der gegen ihn geschrieben wurde. Seit sich aber das Blatt gewendet hatte, erschienen täglich neue Artikel, die aber offenbar ad acta gelegt worden waren, und sie erschienen nicht etwa, weil die

„Times“ den humanen Standpunkt, von dem aus sie geschrieben wurden, teilte, sondern weil ihr die Artikel jetzt gelegen waren, um dem Alliierten eine Ohrfeige zu geben... Ihrem Schlachtruf folgt der Teil des Publikums, dessen Existenz auch am Erfolge hängt; die Männer der Börse, der City, überhaupt alle, deren Steuer nicht ein festes, sittliches Prinzip ist, das sie mutig durch die Wechselseite des Lebens führt, sondern die Gier nach den goldenen Früchten des Augenblicks.“ Nicht nur die englische Presse kennzeichnet die grobe Idealisten mit diesen Worten, sondern englische Art überhaupt, die Regierung, den Stilpunkt englischen Wesens. Daß es unserer Generation vergönnt sein würde, diese offiziell geleitete Hurelei Englands in so ungeheurem Maße kennen zu lernen, das konnte Matilda allerdings nicht ahnen.

*

Valentin. Der berühmte englische Romanbisher Charles Dickens, der ganz im Gegensatz zu seinen heutigen Landsleuten und den jetzigen englischen Romancschreibern vom Schlagze eines Philipp Oppenheim, des aus Deutschland stammenden Verfassers des berüchtigten englischen Sensationsromans „Das deutsche Gespenst in England“, stets ein begeisterter Freund und Anhänger der Deutschen gewesen ist und der sich somit ganz mit Recht noch heute vieler Verehrer bei uns zu erfreuen hat, widmet uns in den „Bildwidiern“ die denkwürdige Zusammenkunft, die an einem 13. Februar der Dienst des Mr. Pickwick, Sam Weller, im „Blauen Eber“ in London mit seinem Vater, dem Diligence-deutschen Weller, hatte. Der junge Weller muß längere Zeit auf seinen alten Herrn warten und benutzt die Zeit, um an seine Herzallerliebste einen „Valentin“ zu schreiben. Der 14. Februar, der im Kalender den Namen des heiligen Valentins trägt, ist nämlich in England der Tag der Liebesleute, die sich an diesem Tage gegenseitig mit der Übersendung des Valentins, der Liebesbriefchen, die gewöhnlich scherhaft und niedlichen Inhaltes sind, erfreuen. Wie verbreitet diese Sitte bei den Engländern ist, geht schon daraus hervor, daß im London allein vor dem jetzigen Kriege alljährlich am Valentinstage an die 300 000 Valentines durch die Post befördert worden sind. Zur Entschuldigung für die besondere Mühsalhaltung, die den Londoner Briefträgern durch das Ausstragen der vielen Valentins-Briefe erwächst, erhalten sie nach altem Brauch an diesem Tage ein aus Rosstränen und Vier bestehendes besonderes Mittagessen. Die meisten Valentines weisen als Symbol zwei von einem Pfeil durchbohrte Herzen auf. Auf manchen von ihnen wird noch ein Übriges gelan. So schildert uns Dickens einen solchen Valentine, auf dem der Pfeil, der die beiden Herzen zusammenhält, die Rolle eines Bratspießes zu erfüllen hat. Die Herzen schmoren über einem lodernden Hafer, das ein höchst mangelhaft und nur mit zwei Flügelhellschlössern überaus jugendlicher Koch zu noch höherer Glut ansieht. Von dem geflügelten Koch unbemerkt schleicht sich auf die bestreutem Schlangenfuß ein farbiges Engländerpaar heran und gibt sich durch Mienen deutlich genug zu verstehen, daß es sich unbedingt auf die letztere Herzenschmelzzeit freut. (Um ietümlichen Auslegungen aus dem Wege zu gehen, sei hier ausdrücklich bemerkt, daß der englische Dichter den Ausdruck „farbige Engländer“ nicht gebraucht. Für seine Zeit hatte ja dieser Ausdruck noch keine Berechtigung; er spricht nur ganz allgemein und etwas ironisch von „Kannibalen“.) Das Paar ist, wie Dickens besonders herbor hebt, ganz modern, d. h. nach der Mode der Zeit des Erscheinens der „Pickwick“, gekleidet; er trägt einen blauen Leibrock und weiße Kleinfleider, sie, die farbige Engländerin, einen feuerroten Pelz und einen gleichfarbigen Sommerschirm. Obwohl sich die weltlichen Moden zu wiederholen pflegen, ist leider diese eigenartige Tracht unseres Wissens seit der Zeit Charles

England nicht wieder aufgetaucht. Woher die sich „gemauert“ auf England beschränkende Sitte der Valentins-Briefe stammt, konnte mit Bestimmtheit bisher nicht festgestellt werden. Sie ist sicher schon sehr alt. In seinem alt-römischen Briefe durfte das Wort vale (siehe gestund und wohl) fehlen, das in klassischer Zeit keineswegs die Bedeutung einer Abschiedsformel hatte, wie sie die deutsche Übersetzung „Lebewohl“ heute darstellt. In England hat man dies „vale“ offenbar mit dem Valentinstag in Verbindung gebracht; dies mag aber schon zu einer Zeit geschehen sein, in der das lateinische Wort „vale“ noch nicht ausschließlich für die Zwecke des Abschiednehmens festgelegt worden war.